Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von:
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 26. Dezember 1885. Nr. 52.

Klassenherrschaft.

Von G. Crisfaller.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Nachkommen von ihren Eltern bald vorteilhaft, bald nachteilig verschieden sind. Dies Gesetz der Variation und die Zufälle, welche während des Lebens dem Einen günstig dem Andern ungünstig sind, bringen es mit sich, daß in jeder Tiergattung Wesen von besserer und schlechterer Beschaffenheit vorhanden sind. Das ist die natürliche Ungleichheit der Individuen.

Nun herrscht im Tierreich bekanntlich die Praxis, daß die stärkeren und insofern besseren Exemplare durch ihre Konkurrenz die schlechteren mehr oder weniger direkt umbringen. Bei der besseren Menschenspezies hingegen werden die Schwächeren von den Stärkeren nur geknechtet und ausgenützt. Wir wollen aber dem Menschen diese Milde nicht zu hoch anrechnen; er hat eben einfach vom Leben des Schwächeren mehr Profit als von dessen Tod. Von dem urgeschichtlichen Zeitpunkt an, an welchem die Kultur d. h. Naturbeherrschung so weit gediehen war, daß der Einzelne nicht mehr alle seine Kraft zur Fristung des eigenen Daseins (samt Brut) nötig hatte, sondern auch Zeit und Kraft für Bedienung eines Herrn übrig behielt, von der Zeit an führte die natürliche Ungleichheit nicht mehr zum Untergang der Schwächeren, sondern zur Sklaverei, zur sozialen Ungleichheit.

Neben dieser Tendenz zur sozialen Ungleichheit, deren Motiv der Egoismus ist, bildet sich aber in der Menschheit (nur etwas später) auch eine Tendenz zur Gleichheit aus, deren Motiv die Sympathie ist, und welche im Lauf der Geschichte die Form der Abhängigkeit bedeutend gemildert hat. Die Reihenfolge der drei Typen Sklaverei, Hörigkeit und moderner Kapitalismus veranschaulicht die allmähliche Verlängerung der Sklavenkette, welche freilich mit einer Verbesserung in der Lage der Abhängigen nicht ganz identisch ist.

Der eigentliche Sklave war mit seinem Leben und seiner ganzen Person so vollständig wie jedes sachliche Eigentum in der Gewalt seines Herrn, ohne jeden staatlichen Rechtsschutz. Der mittelalterliche Hörige war schon eine Rechtsperson; sein Leben war ihm einigermaßen garantiert, und die leichtesten Formen der Abhängigkeit bestanden nur in der Leistung bestimmter Abgaben oder Dienste, über welche hinaus dem Herrn gar kein Recht zustand. Die modernen Kapitalarbeiter endlich, deren Typus seit der französischen Revolution sich ausbildet, sind überhaupt nicht mehr als Individuen, sondern nur als Klasse unfrei, und nicht von Individuen, sondern nur von der herrschenden Klasse als ganzer abhängig; sie müssen sich ausnützen lassen, aber sie können wählen, von wem. Vermöge der bestehenden wirtschaftlichen Ordnung leisten die Arbeitenden den Besitzenden ihren Tribut, nämlich ihre Arbeit, von deren Wert sie nur einen Teil als Lohn zum Zweck der Erhaltung ihrer Leistungsfähigkeit zurück erhalten, einen Teil, der für die niedersten Arbeiter sich auf das unumgänglich Notwendige beschränkt, bei den höheren aber, ihrer Qualifikation entsprechend,

mehr beträgt. Der übrige Wert der Arbeit fließt dann bekanntlich zum einen Teil als Zins und Bodenrente den Kapitalisten und Grundbesitzern zu, zum andern Teil ist er als Unternehmergewinn der ökonomischen Raubkraft der Konkurrenz zur Plünderung ausgesetzt.

Indem die Abhängigkeit der Beherrschten lockerer wurde, mußten natürlich auch die Grenzen zwischen beiden Klassen mehr ineinanderfließen. Während im Altertum und Mittelalter beide scharf, ja selbst absolut, wie im indischen Kastenstaat, getrennt waren, gehen sie heute ganz allmählich ineinander über: derselbe Arbeiter, welcher als Arbeiter seinen Tribut an den Besitz mitentrichtet, kann zugleich als größerer oder kleinerer Kapitalist und Unternehmer von dem Tribut der Gesamtarbeit seinen Anteil erhalten. Zugleich ist die Kommunikation zwischen beiden Klassen, d. h. das Aufsteigen aus der niederen und das Herabsinken aus der höheren im Lauf der Entwicklung bedeutend leichter geworden, ja der offenbare Zug der Zeit drängt seit der Revolution von 1789 auf ein immer weiter gehendes Niederreißen aller trennenden Schranken hin, auf eine Aufhebung aller Klassenherrschaft.

Wir wollen nun untersuchen, ob dieses Ziel, welchem das Jahrhundert unverkennbar zustrebt, (wiewohl vielleicht nur die Sozialdemokraten sich ganz dessen bewußt sind), wirklich etwas gar so wünschenswertes ist. Wenn im Tierreich zum Fortschritt, ja vielleicht überhaupt zum Fortbestand der Gattungen eine Auslese der Besseren notwendig ist, und wenn ebenso in der Menschheit ursprünglich die Vernichtung, später die Knechtung der Schwächeren eine Vorbedingung der Kultur war, sollte es jetzt an der Zeit sein, alle Zuchtwahl aufzuheben? Alle Einzelnen, mögen sie von begünstigten Vorfahren einen guten, oder von leider verkümmerten einen schlechten Fond in sich tragen, in einem Ganzen zusammenzuhalten und zu mischen? und dies gerade jetzt, da die hochgetriebene Kultur einen so hohen moralischen und intellektuellen Fond verlangt? Daß man nur nicht Bankerott macht, wenn man auch die schlechtesten Menschenwerte al pari nimmt!

Doch um nicht allzu summarisch zu verurteilen, müssen wir unter den Gleichmachern zwei verschiedene Arten unterscheiden, zwei Arten, welche auch innerhalb der Sozialdemokratie, wie jeder Beobachter finden kann, noch ohne ausgesprochenen Gegensatz beieinander sind, da sie durch den gemeinsamen Kampf gegen das Bestehende zusammen gehalten werden.

Die Einen zielen auf vollständige dauernde Gleichheit aller Individuen, die Andern eben nur auf Niederreißung der Schranken, welche heutzutage vielfach den Tüchtigen unter den Tiefgebornen das Leben erschweren zu Gunsten nichtsnutziger Hochgebornen. Jene Radikalen wollen alle Herrschaft beseitigen, Gute und Schlechte, Gescheidte und Dumme mit demselben Stimmrecht und derselben Regierungs- und Amtsfähigkeit bedenken. Die Anderen, Gemäßigten, wollen nur die Zähigkeit der heutigen Glücksverhältnisse gleichsam flüssiger machen, so daß die verkommenen Individuen von oben leichter sinken und die Tüchtigen von unten leichter steigen, daß überhaupt Jeder seine höhere Stellung nur durch seine Persönlichkeit, nicht durch den Zufall der Geburt erhält.

Von diesen beiden demokratischen Tendenzen ist die erstere, extrem gleichmacherische, ebenso utopistisch als kulturschädlich. Utopistisch, weil es immer nach dem Gesetz der Variation ungleich starke Individuen geben wird, die Stärkeren aber von ihren Vorzügen auch persönliche Vorteile haben wollen, welche sie bei richtiger Assoziation und Taktik auch notwendig erreichen müssen. Kulturschädlich aber ist die extreme Gleichmacherei, weil sie alle Zuchtwahl in der Menschheit aufheben, alles Emporkommen des Trefflichen über das Gewöhnliche und selbst Schlechte von Grund aus unmöglich machen würde. Sie würde nur an Stelle der bisherigen Schranken des Individuums eine neue setzen: die Schablone, das Durchschnittsniveau; sie wäre wie ein Schlagbaum, der allem Großen die Passage verböte, eine Zensur, die der Natur ihre größten Gedanken unterschlüge; wie eine Fuchtel würde sie über der Menschheit schweben und allen hochstrebenden Häuptern eins versetzen, damit sie hübsch drunten bleiben und mit den Strohschädeln Richtung halten. Aber nun sagt ihr wohl gar: „Recht so! das ist die edle Gleichheit; wer groß ist, bücke sich —" So gehabt euch wohl, und ich will euch nicht mehr lang beweisen, wie eure Menschheit herunterkommen muß; statt daß die Besten vorwärts dringen, indeß die Natur mit dem Zuchtwahlbesen hinterherfegt und unter den Nachzüglern Musterung hält, statt dessen wird der Durchschnitt den Großen sich an die Schöße hängen, daß ihnen das Fliegen vergeht;

der Fortschritt wird sich zum Stillstand bekehren; bald werden Blinde die Blinden leiten und alle beide in die Grube fallen.

Doch ihr Anderen, die ihr alle Fesseln haßt, die Schablone nicht weniger als das Geldsacksreglement, die ihr nicht sowohl ewige Gleichheit wollt, als vielmehr die heutige Art von Ungleichheit *nicht* wollt, mit euch läßt sich reden. Was wollt ihr weiter, als die Tagdieberei abschaffen, das blöde Fressen und Saufen mit leerem Hirn und die Aushungerung der tiefgeborenen Edelleute von Naturgnaden? Dem Verdienst, sagt ihr, seinen Lohn, und nicht der Geburt. Gut, ihr seid nur derzeit Demokraten, aus Opportunität, nicht für immer aus Prinzip; denn ihr werdet bei eurer Gesellschaftsordnung eine Auslese von Verdienstvollen erhalten, ihr habt eine Zuchtwahl. Aber worin soll nun das Verdienst bestehen? Nicht jede Zuchtwahl führt zum Fortschritt, es giebt auch eine verschlechternde. Was züchtet z. B. heute die herrschende Ordnung? Vorwiegend Krämergeister, Börsenjobber, praktische Materialisten; laßt es noch länger so fortgehen und die Kakistokratie ist fertig. Auf die Kriterien kommt es an, nach welchen eine Zeit die Einzelnen steigen oder sinken läßt: die faustbeherrschte poussiert das Muskelgenie, die geldbeherrschte das Krämergenie, die autoritätbeherrschte das Kriechergenie, die geistbeherrschte das Geistgenie. Was züchtet euer Sozialstaat? Ich fürchte, nicht viel Besseres als der heutige. Denn welche neuen Kriterien schafft ihr? Ihr schafft nur einige der alten ab, die übrigen sind und bleiben materiell. Der Spekulationsgeist wird zwar vom Thron geworfen, die Ausbeutungskraft, d. h. Herzenshärtigkeit und Grausamkeit findet keinen Lohn mehr, und wie wird die Virtuosität des Kriechers um ihre Entwertung trauern! Aber nun ists die geschickte Hand des Tischlers und des Buchbinders, was die Leute poussiert, oder der starke Arm des Kohlengräbers: die materielle Arbeitsfertigkeit macht bei euch Aristokratie, in den Köpfen darf Stroh sein. Ich setze nämlich voraus, daß Jeder, wie Marx will, materiell zu arbeiten hat. Und wie wird es dann den erlauchten Geistern gehen? Sie wollen doch im Idealen leben, das Materielle macht ihnen Pein. Wir wissen schon Rat für sie: zwar arbeiten müssen sie materiell, aber sie sollen eben eine Arbeit wählen, welche verhältnismäßig hoch bezahlt wird, also in möglichst kurzer Zeit ihren notwendigen Lebensunterhalt abwirft und ihnen dann erlaubt, ihren Gedanken Audienz zu geben. Das heißt also sie werden Minister und dergleichen werden? Nicht doch, das ist ja keine materielle Arbeit; und wenn sie auch noch als Arbeit gälte, wie könnt ihr glauben, daß sie mehr Lohn einträge als Straßenkehren? Weg mit den alten bourgeoisen Eierschalen. Ihr sagt wohl: der Minister thut doch qualifizierte Arbeit, auf den Minister sind mehr Produktionskosten verwandt worden, seine Leistung ist also wertvoller. Gewiß, antworte ich, teurer für die Gesellschaft, aber nicht einträglicher für ihn. Denn bedenkt nur den demokratischen Staat, da möchte Jeder gern Minister werden, möchte Jeder die nötigen Produktionskosten aus dem Staatssäckel auf sich verwendet sehen und das höhere Honorar einstreichen. Und wenn man auch der Hälfte ehrlich sagen könnte: ihr seid zu dumm dazu, — übrigens wer soll das sagen? die Majorität sich selbst, der Majorität? — so werden doch in diesen gebildeten Gemeinwesen sich mehr fähige Bewerber melden als Portefeuilles da sind. Nun, heute entscheidet hier einfach eine Macht, der Monarch; im Gleichheitsstaat weiß ich keinen andern Schiedsrichter als den bekannten Regulator zwischen Angebot und Nachfrage: sind zu viele Bewerber für eine Arbeitsbranche da, so werden sie so lange geschraubt, bis nur noch die genügende Zahl von ihnen da ist. Der Lohn jeder Arbeitsart sinkt so lange, bis sich Angebot und Nachfrage decken — die vollkommenste Analogie des ehernen Lohngesetzes. So muß es denn kommen, daß die angenehmsten Arbeiten, welche die meisten Bewerber anlocken, am schlechtesten, die unangenehmen am besten bezahlt werden. Nun fanden wir ja vorhin, daß die idealen Geister, um möglichst schnell mit dem Dienst der Materie fertig zu werden, die höchstbezahlten Arbeiten verrichten werden; und jetzt wissen wir also, welches diese sind: unsere Schiller werden einst Straßen kehren und Stiefel wichsen, unsere Goethe werden während der Pausen ihrer Faustschöpfungen in den Schornsteinen kratzen und unsere Kante steigen, ehe sie den Schacht der Wissenschaft befahren, in die Abtrittsgruben!

Nun, wenn euch das gefällt, eine Aristokratie der produktivsten Arbeiter und das Abtrittsputzertum der Kante, dann werdet ihr an der eben betrachteten Spielart des Sozialstaats, nämlich dem Arbeitshaus ohne Dispens, euere Freude erleben. Wir aber

fragen uns, ob diese Spielart überhaupt angenehmer sei als jene erste, das absolute Schablonentum, und ob diese Aristokratie besser sei als keine.

Aber da sind ja noch andere Demokraten, welche einem besonderen Geistesarbeiterstand Dispens von materieller Arbeit gegeben wissen wollen. Wie? Demokraten sind das? Nun ja, denn der Stand der Geistesarbeiter soll nicht erblich sein, sondern aus allerlei Volk die besten Köpfe anziehen wie in China, soll insbesondere keine größeren pekuniären Vorteile haben; sein Lohn muß sich eben auch durch Angebot und Nachfrage regeln, und ich fürchte, er wird ziemlich sinken; doch um so besser für Kunst und Wissenschaft, wenn die privilegierten Futtertröge aus ihrem Tempel wegverlegt werden; freilich kommt dann dafür die Abhängigkeit vom Geschmack des souveränen Pub — Publikums, doch immerhin, ihr hättet eine Pflege der Idealität im demokratischen Staat, eine bessere Klasse ohne Klassenherrschaft, eine geistige Auslese ohne Durchbrechung des demokratischen Prinzips. Wirklich ohne Durchbrechung? In eurer Konstruktion freilich ist euer Gleichheitsprinzip noch da, aber der Keim, der es sprengen wird, ist auch da; die Aristokratie ist schon gezeugt und harrt nur der Zeit ihrer Geburt. Denn wenn die Geistesarbeiter auch nicht von Gesellschaftswegen eine Kaste sind, so werden sie es von Individuumswegen, oder von Naturwegen; ich meine, die geistigen Männer werden ihre idealeren Neigungen auf ihre Kinder vererben, geschlechtliche Zuchtwahl wird von selbst eine gewisse Inzucht herbeiführen und die Idealität potenzieren, so daß die Nachkommen der Geistesarbeiter durch physische Vererbung das erhalten, was sie durch soziale Erbschaft in der Demokratie nicht erhalten könnten, nämlich einen Platz im Künstler- und Gelehrtenstand. Und stelle man sich nur die Erblichkeit der geistigen Anlagen und damit die Auseinanderentwicklung des materiellen und des geistigen Arbeiterstandes nicht etwa zu gering vor, indem man z. B. auf die heutige Professorenkaste hinweist, deren Nachkommenschaft kein höheres geistiges Durchschnittsniveau zeige; denn zwei wichtige Chancen hat die ideale Züchtung im Sozialstaat vor dem heutigen voraus: da die obenerwähnten privilegierten Futtertröge fehlen, so wird einzig der ideale Trieb zur geistigen Beschäftigung bewegen, und zweitens wird diese geistige Aristokratie nicht mehr durch Kreuzung mit geldreicher Geistesplebs verschlechtert, daher auch die Beschäftigung dieser Klasse eine ausgesprochenere Beschaffenheit als heute zur Folge haben muß.

Aus der besonderen Eigenart entsteht aber auch ein besonderer Gemeingeist, der die Gebildeten verbindet, und hieraus wiederum ein Streben nach Herrschaft, nicht sowohl weil dieselben nach materiellen Vorteilen, also nach wirtschaftlicher Ausbeutung der Uebrigen, Verlangen tragen, — denn Bildung schützt vor materieller Unersättlichkeit, — als vielmehr aus Notwendigkeit, weil die Anderen in ihrer Kurzsichtigkeit den Staatskarren verfahren würden, auch wohl aus Stolz, weil man die geistig entschieden Tieferstehenden zwar unter Umständen lieben, unmöglich aber sich gleich achten kann, und daher nur mit Widerwillen die verlogenen aber obligaten Redensarten anwendet von der ausgezeichneten Hochachtung, die man empfinde und dergleichen.

Doch da höre ich einen Einwand und habe ihn wohl schon mehrmals überhört: „Aber wir haben ja gar keine Ungebildeten mehr in unserem Sozialstaat mit den unentgeldlichen Unterrichtsanstalten, ja unentgeldlich samt der Universität.“ O geht mir doch! Als ob Jeder Appetit hätte nach eurem Gratisunterricht. Ja, wenn ihr sie mit Champagner und ähnlichem für ihre Mühe entschädigt, dann schon. Idealisiert mir nur diese gepriesene Zweifüßlerrasse nicht. Heute freilich schnappt Alles nach Bildung, — weil sie Geld bringt! Bildung ist Geld und also besser Essen und Trinken, vornehmere Kleidung und mehr Zeit fürs Kartenspiel. Was thun denn so und so viele „Gebildete“, wenn ihre Karrière im Gang ist und ohne ihr Zuthun nach dem Gesetz der Trägheit vollends weiter geht? Sie essen besser, als der ungebildete Arbeiter, und trinken besser und kleiden sich besser und spielen länger und bilden sich gar nicht mehr, und beweisen damit, daß sie die Bildung nicht um ihrer selbst willen gesucht haben, sondern nur zum Zweck, wie man Arznei einnimmt. Laßt nun den Zweck wegfallen, laßt nun den Handwerker so viel verdienen wie den Beamten und Professor, ei, wie wird das Bildungsschnappen nachlassen! Weglaufen werden sie von Minerva und allen Musen, wie ein fremder Hund von deinem Tisch, wenn er merkt, daß du abgespeist hast. Dann könnt ihr die Universitäten in Bier-

paläste umwandeln und die Hörsäle in Kneipzimmer, und Mancher, der heute sein Wissen verzapft . . . .

Kurz, so hoch wird die Durchschnittsbildung keineswegs sein, daß es den Gebildeten eine Lust wäre, mit allen Uebrigen al pari zu leben, sondern ein Herrschgelüste derselben wird unvermeidlich sein.

Aber nun sagt ihr: „Das wäre dann ein eigennütziges unmoralisches Gelüste, das eben der tugendhafte Demokrat in sich unterdrücken muß". Und wenn ihr damit Recht hättet, dem Tugendveto zum Trotz würde es sich geltend machen Wie aber, wenn es nun gar moralisch wäre, wenn die Herrschaft der Besten im Interesse der Kultur und des Gesammtswohls notwendig wäre? Nimmermehr, rufen die Gleichheitsfanatiker. Aber überlegen wirs dennoch.

Je höher die Kultur steigt, desto verwickelter werden doch die menschlichen Einrichtungen und deren Verbindungen unter einander, (man vergleiche nur die Geldlosigkeit des Urhandels, eine antike Geldwechslerei und die moderne Börse, oder die diplomatische Vorgeschichte eines Kriegs bei den Wilden, den alten Römern und den modernen Europäern;) desto zahlreicher und verwickelter sind also die Möglichkeiten des Handelns, unter welchen die günstigste gewählt werden muß, und desto folgenschwerer jeder Fehler, desto größer muß also auch die Intelligenz sein, welche das gemeinsame Schifflein an den tausend Scyllen und Charybden vorübersteuern soll. Der Blick des Regierenden muß die Gegenwart möglichst weit umspannen und möglichst fern in die Zukunft schauen. „Nun gut," sagt ihr, „dazu haben wir unsere Sachverständigen, die Gelehrten und Beamten; wir sind ja nicht jener naiven Meinung, daß jeder Bürstenbinder nebenbei auch Minister sein kann, womöglich noch abwechslungsweise mit Andern, damit ja keiner etwas voraus habe; aber wir wollen unsern Ministern und Regierungen auf die Finger sehen können, daß sie die Macht nicht eigennützig mißbrauchen; sie sollen nicht herrschen, sie sollen dienen; sie sollen nur raten, wir wollen beschließen; über unsern eigenen Vorteil werden uns die Hochweisen doch belehren können."

Ja wohl, antworte ich, wo er auf der Hand liegt, aber oft liegt er nicht auf der Hand. Das ist eben das Wesen hochverwickelter Verhältnisse wie die modernen sind: da jagt ihr wolgemut einem winkenden Vorteil nach, auf gutem Boden; plötzlich steckt ihr im Sumpf, ihr wollt umkehren, aber nun gehts nicht mehr und ihr müßt im Schlamm baden bis ihr wieder ins Trockene kommt. Die Sachverständigen, meint ihr, sollen warnen vor dem Sumpf? Ja, das thun sie, aber ihr glaubt doch nicht, daß die Masse immer frei gehorsam folgt? einen gegenwärtigen Vorteil preisgeben wegen eines künftigen Nachteils? Da müßte die Masse nicht die Masse sein! Das Gegenwärtige, Naheliegende sieht sie in zehnfacher, das Künftige in zehntels Naturgröße. Sind nicht sämtliche Verbote der Moral solche Warnungen vor künftigen Sümpfen? diese zum Teil sehr einfachen Klugheitsregeln befolgt die Masse wohl immer? Nur so weit die Staatsgewalt die Fuchtel des Gesetzes schwingt, und nicht einmal so weit ganz! Aber eben diese Staatsgewalt wollt ihr ja —, nicht aufheben zwar, aber unter das Volk hinunterkriegen.

Vielleicht denkt ihr, in politicis seien sie klüger als in ihrer privaten Moral, weil sie dort nicht durch so anmaßende Triebe wie die der Freß- und Geschlechtswerkzeuge, sowie durch die direkt damit zusammenhängenden Leidenschaften, wie Habsucht, Neid, Haß u. s. w. zur Unvernunft gezwungen werden. Ihre Gelüste in öffentlichen Angelegenheiten seien minder elementar und der Stimme der Vernunft daher zugänglicher. Ach, diese Vernunft ist eben noch weniger elementar, ihre Rücksichten sind noch abstrakter, zukünftiger, blasser. Item, es ist nichts zu machen; die Menge lebt in der Gegenwart allein, der Regierende muß die Zukunft bedenken, oft die Zukunft späterer Generationen; die Menge ist nur Triebmensch, der Regierende muß Vernunftmensch sein, — eine alte platonische Weisheit. Und möchten auch hundert Vernunftmenschen, hundert Demosthenesse mit tausend Gründen und wahrer Hetzpeitschenrhetorik den *selbstherrlichen* Demos zur Vernunft antreiben, — man hat schon gesehen was daraus wird. Darum darf er eben kein Selbstherr sein, darum muß er müssen, darum muß ewig die Herrschaft eines Teils über den andern bestehen, — eine Klassenherrschaft. Aber welches Teils über welchen? das wird die Frage sein. Kein Verständiger wird aus den obigen Ausführungen eine bedingungslose

Verherrlichung des Bestehenden und der Klasse, welche durch die mannigfaltigen Zufälle der historischen Entwicklung zur Herrschaft gelangt ist, herauslesen; und ebenso wenig wird er die heutigen „unteren Volksklassen" summarisch verachtet und verdammt finden. Es ist wohl eben so viel Gutes unten, als Schlechtes oben. Aber sollte es nicht möglich sein, statt radikal „ein Neues zu pflügen", vielmehr die bestehende herrschende Klasse zu idealisieren, ich meine nicht mit Worten und Lügen, sondern mit der That und Wahrheit, indem alle guten Elemente gehoben und alle moralisch und intellektuell (nicht politisch) schlechten hinausgedrückt werden; womit aber bitterster Ernst zu machen wäre. Sollte so nicht eine Zeit allmählich herbeizuführen sein, in welcher nicht, wie heute, Besitz und dergleichen Aeußerlichkeiten Aristokratie bilden, sondern tüchtige Persönlichkeit?

Da sieht man nun natürlich unsern Gedankengang in Utopie auslaufen. Wollte man nur nicht gleich alles Utopie nennen, was sich nicht in den gewohnten Geleisen fortbewegt. Es giebt nichts Neues unter der Sonne, sagt ihr. Ja, weil ihr nichts Neues wollt. Wollt nur und es wird. Uebrigens hier endet unser Thema, und wer sich für die letzteröffneten Perspektiven interessiert, sei auf eine vor Jahresfrist erschienene Broschüre „Die Aristokratie des Geistes" verwiesen.

Die Cigarrera.

Von Heinrich v. Reder.

Sevilla, du Paradies
Verliebter Abenteuer,
Gedenk' ich dein, so flammt im Blut
Mir noch des Südens Feuer.

Wohin, wohin Zigeunerin?
Verkauf' mir Cigaretten!
„In Triana, da trifft du mich
Beim Klang der Castagnetten."
Tris tras,
Olé la Cigarrera!

Ein Sächerwink, sie schritt dahin,
Und wie ist sie geschritten,
Daß um den Preis der Schönheit sich
Die Knie und Knöchel stritten!

Die Rose im blauschwarzen Haar,
Darüber feine Spitzen
Und d'runter in dem Augenpaar
Ein wetterleuchtend Blitzen!
Tris tras,
Olé la Cigarrera!

Sie huschte durch das Gitterthor
Dort an der Straßenecke,
Ich hörte schon das Tamborin
Aus lauschigem Verstecke.

Da bog sich das Moreskenkind
Zum Takt der Madrilena,
Ein Puro stieg aus dem Corsett,
Entgangen der Duena.
Tris tras,
Olé la Cigarrera!

Doch dem Torero bot sie jetzt
Mit Lächeln die Cigarre,
Der sah mich an und klimperte
Dazu mit der Guitarre.

Ein Glas Xeres, dann lebe wohl
Du casa los serpentes!
Wie viel ich auch refresco trank,
Im Herzen heut' noch brennt es —
Tris tras,
Olé la Cigarrera!

Anmerkung. Vom Klange der Scheere beim Zerschneiden der Tabakblätter werden die Cigarrenarbeiterinen volkstümlich Tris tras genannt, und man sagt, daß sie trotz der strengsten Aufsicht in der staatlichen Tabaksfabrik doch Cigarren für den Geliebten zu verbergen wissen.

Das Märchen von Siegerts „Klytämnestra".

Von Wolfgang Kirchbach.

Ein waren einmal vier Dichter: der eine hieß Aeschylos, der andere Sophokles, der dritte Euripides, der vierte war pensionierter Kadettenhausprofessor zu München Ende des neunzehnten Jahrhunderts nach Christus. Die Chronologie der drei ersten Dichter übergehen wir mit Stillschweigen. Neunmal wurden jene drei antiken Dichter zu München im Jahre 1885 vor die Koulissen gerufen, schreibe neunmal! Kommen auf den Mann drei Hervorrufe! Was aber fällt für den vierten Dichter ab? Sehen wir zu!

Wir blicken in einen Vorhof von Agamemnons Palast; griechische Uferküste im Hintergrund. Feuerzeichen flammen von den Bergen auf, der Wächter hinter der Szene zeigt es an, die handelnden Personen beobachten es aufgeregt. Erster Bühneneffekt nach einer ziemlich langweiligen Exposition. Seltsam! Agamemnon naht. Wo lasen wir doch dergleichen? Ach, Sie wissen es nicht, Herr Kommerzienrat, da Sie für den „alten" Dichter Sophokles gern etwas thun wollten, als man in Berlin seine „Antigone" zum ersten Mal aufführte, aber Einige wissen es doch. Ein sicherer Aeschylos begann seine Tragödie „Agamemnon" mit der nämlichen hochgenialen Dichteridee. Warum nicht auch Siegert? Der zweite Akt der Tragödie Klytämnestra enthält als hauptsächlichen Bühneneffekt Folgendes: Agamemnon betritt den Vorraum seines Hauses, wo der Opferaltar steht. Er opfert den heimischen Göttern, ahnungslos, daß sein Weib und Aegisth verschworen, ihn zu tödten. Er ist als heimkehrender Sieger begleitet von Kriegern und gefangenen Troerinnen, unter diesen Kassandra. Oeffentliches dramatisches Gegenspiel mit dem Weibe Klytämnestra, das seinen Mord plant. Hier ist das dramatische morçeau de resistence, die Situation, welche als sittlich dramatisches Gegenspiel zugleich der bühnenwirksame Kern des Aktes ist. Ob dabei diese oder jene Person, wie Elektra, noch zugleich auf der Bühne steht, ob Kassandra nachmals zur führenden Hauptperson wird oder nicht, ist für den momentanen Bühneneindruck und die dramatisch-sittliche Situation unwesentlich. Diese Szene hat auf der Bühne einen unverwüstlichen dramatischen Effekt. Ist sie Georg Siegerts Eigentum? Nein, sie ist das Eigentum desselben Aeschylos, aus dem ersten Teil seiner Trilogie, genannt die „Oresteia", aus eben demselben „Agamemnon". Und die dramatische Idee dieses Aeschylos hat das Publikum beklatscht. Das weitere dramatische Hauptmotiv, zugleich Bühnenmotiv aber ist, daß Agamemnon dann drinnen in seinem Hause ermordet wird, man hört seinen Weheruf auf der Bühne, Klytämnestra, die Mörderin tritt heraus, mit ihr bei Siegert auch ihr Mithelfer Aegisth. Für den Bühneneffekt ist letzteres gleichgültig, was aber ist auch hier der eigentlich wirksame, dramatische Kern? Die weltberühmte geniale Idee desselben Aeschylos, welche dieser nicht etwa Anderen entlehnte, sondern als ursprünglicher, schöpferischer Bühnendenker auf die griechische Szene brachte, um nach zweitausend und mehr Jahren noch Ruhm unter allen Gebildeten zu genießen. Wenn es am Schlusse dann unser Publikum noch in Siegerts Tragödie mächtig gepackt hat, daß die Erinnyen sich auf die Schwelle des Mörderhauses legen, so wissen alle Kenner der griechischen Bühne, daß Siegert hier nur als szenischen Apparat benützt hat, was desselben Aeschylos „Eumeniden", was Werke des Euripides ihm zur Entlehnung willig darboten.

Es folgt der dritte Akt. Erstes Hauptmotiv: einem Mörder, bezüglich einer Mörderin erscheint der Schatten des Ermordeten. Dieses Motiv hat Siegert nicht etwa aus Shakespeare entlehnt, sondern man gestatte uns den Ausdruck, er begeht eine Art Taschenspielerkunststück an Aeschylos. In der „Oresteia" des Aeschylos wird Orest, der Sohn Klytämnestras zum Mörder der Mutter, um seinen Vater zu rächen. Ihn, Orest, verfolgen dann die Erinnyen, und der Schatten Klytämnestras erscheint ihm, der Schatten der Ermordeten. Siegert verlegt nun die Rolle des Orestes in die Rolle der Klytämnestra. Daß sein Orest dadurch eigentlich vollständig überflüssig wird, daß die ganze Tragödie innerlich zum Unsinn wird, daß die Bedeutung, welche den Erinnyen innewohnt, vollkommen mißverstanden ist — was soll es Siegert kümmern! Genug, bei ihm verfolgen die Eumeniden Klytämnestra, vor ihrem Geiste erscheint der Schatten Agamemnons. Sie büßt also den Bühneneffekt und zugleich den ethischen Effekt der Rolle des Orestes auf der Bühne ab. Dies ist das erste Bühnenbild des dritten Akts. Das zweite Bühnenbild

dieses Aktes hat das Publikum mächtig erschüttert und mit der ganzen Macht einer genialen Idee gepackt. Wir gestehen, es giebt in aller Bühnendichtung Nichts, außer den höchsten Momenten bei Shakespeare, was so geistreich-tragisch, so packend erfunden wäre wie gerade dieser dritte Akt der Siegert'schen Klytämnestra. Was ist die Bühnenhandlung? Pylades, Orest und sein Pfleger treten auf. Sieben Jahre war Orest in der Fremde; als Rächer seines Vaters kehrt er heim. Eine unheimliche List haben die Freunde ersonnen. Um zu beweisen, daß Orest nicht mehr lebe, bringen sie eine Urne mit, in welcher die Asche des Orestes liegen soll. Bühnenmotiv bei Siegert: Orestes selbst steht vor uns auf der Bühne, vermummt. Spannungsmotiv: Wir fürchten er werde sich verraten, während zugleich die unheimliche Urne, in welcher seine Asche liegen soll, vor uns auf der Bühne von Hand zu Hand geht. Die damit zusammenhängenden Motive greifen in Siegerts vierten Akt hinüber, z. B. eine erschütternde Erkennungsszene zwischen Orest und seiner Schwester Elektra, welche den Bruder totglauben mußte. Man sieht, dies muß auf der Bühne wirken, es kann gar nicht anders sein. Es ist eine Idee von höchster Bühnenschönheit, wie sie kein Schiller oder Shakespeare in seinen historischen Dramen geistreicher und wirkungsvoller gedacht hat. Ist sie in dieser Form, wie wir sie auf der Bühne sehen, Siegerts Erfindung? Nein. Ist sie des Aeschylos? Nein. Aber auch Sophokles schuf eine Tragödie aus der Orestessage: wer kennt sie nicht? Siegert hat Nichts anderes gethan, als Sophokles „Elektra" in all ihren genialsten Motiven auf die Aeschylos'sche Tragödie gepfropft. Jene Motive aber sind wiederum das eigenste dichterische Eigentum des Sophokles, das man durchaus nicht so ohne Weiteres entlehnen darf ohne in den Ruf eines Plagiators zu kommen? Wir haben also abermals nicht den pensionierten Kadettenhausprofessor Siegert von München beklatscht, sondern den Riesengeist des Sophokles, der in seiner eigensten Natur und Erfindung uns gepackt und gerührt hat. Siegert verwertet in seinem dritten Akt ein ferneres Motiv, das nicht sein Eigentum ist. Während nämlich auf der Bühne vor uns nichts Anderes als Sophokles „Elektra" mit Siegert'schen Randglossen sich abspielt, zieht ein Chor von Jungfrauen über und hinter die Szene, welcher an Agamemnons Grabe opfert. Man hört den Opfergesang der Jungfrauen und gewitzigte Leute wissen, daß Herr Siegert hinter die Szene die „Grabesspenderinnen" des Aeschylos (zweiter Teil der „Oresteia") verlegt, während auf der Szene Sophokles spielt.

Im zweiten Teil des vierten Aktes sowie im fünften Akt des Siegertschen Gesamtkunstwerkes aus Aeschylos, Sophokles, Euripedes und Goethe beginnt nun eine Art von Fuge, oder auch Tohuwabohu. Wenn bei Siegert z. B. Orestes vor dem Muttermord zurückschritt, so ist das Motiv gerade in seiner szenischen Führung den „Grabesspenderinnen" des Aeschylos entnommen. Aber Herr Siegert ist nicht so grausam, daß er Orest seine Mutter wirklich morden läßt. Das scheint nicht „modern". Daß noch heutigen Tages wie zu allen Zeiten der Muttermord vorkommt, ignoriert unser Aeschylosverbesserer vollständig. Daß die ganze antike Tragödie eben die Tragödie des Muttermordes ist und als solche den ewigen Wert haben wird, welche der Idee innewohnt, daß ein Geschöpf das Geschöpf tötet, welchem es das Leben schuldet, eine Idee, welche so „modern" ist, wie irgend ein Mord, den uns die Zeitungen alle Tage melden, oder das Attentat auf irgend einen verehrten Fürsten — Siegert kümmert es nicht, er macht aus der Tragödie des Muttermords die des Nichtmuttermords. Warum das „Klytämnestra" nennen? Warum dazu Aeschylos und Sophokles in Atem setzen? Wir verzichten nachzuweisen, wie oberflächlich nun auch noch Motive aus Goethe's „Iphigenie" in die Schlußhandlung spielen, vermischt mit Motiven sowohl aus der „Iphigenie" in Aulis wie der in Tauris von Euripides: es geht zuletzt Alles bunt durcheinander und Klytämnestra kann daher bei Siegert Nichts besseres thun, als in den Armen ihres sie nicht „ermordet habenden" Sohnes an einem Hirnschlag in Folge einer Selbstvergiftung mit Schierling zu sterben. Ruhe sie sanft!

Und doch können wir eine aufrichtige Freude an jenem Theaterabend nicht verhehlen! All das, was nämlich Herr Siegert nicht „modernisiert" hat, die Erfindungen der antiken Dichter, hat eine erschütternde Wirkung gethan. Ein Beweis wie unverwüstlich diese „Oresteia" des Aeschylos, wie unverwüstlich diese „Elektra" des Sophokles ist. Aber wir fragen uns, hatte Siegert das Recht, dieses Werk zu taufen von „Georg Siegert?" Wir

beantworten die Frage mit einem kategorischen Nein. Auf dem Titel hätte zu stehen, „nach Sophokles, Aeschylos u. s. w. bearbeitet von Georg Siegert." Denn Siegert hat als Bearbeiter des dramatischen Gewebes nur das Amt eines oberflächlichen Regisseurs ausgeübt, der Szenen verschiebt, „einrichtet", wie man sagt. Die Worte, die Verse, welche die Personen sprechen, sind allerdings sein Eigentum, wie sie dastehen. Wie er aber dabei verfährt, mag ein Beispiel erhärten. Die vorgespiegelte Erzählung von Orestes Tod bei Siegert ist in Reminiszenz an die gleiche Erzählung aus der Sophokles'schen „Elektra" gearbeitet. Sophokles schildert uns, wie Orestes in der Wettfahrt mit anderen griechischen Wagenlenkern unter die Räder seines eigenen Wagens kommt und überfahren wird. Siegert verbessert die Sache dahin, daß Orestes allein Spazierfahrten zu machen pflegt, wobei ihm die Pferde durchgehen und er in's Meer geworfen wird, aus dem er dann noch nachträglich herausgefischt wird, damit es möglich erscheine, daß seine Asche in der Urne sei. Man sieht, Siegerts Verfahren ist das eines ungeschickt Reproduzierenden, nicht das eines Dichtenden. So legt er die Wahnsinnsvisionen des Goethe'schen Orest mit ein wenig anderen Worten seiner sterbenden Klytämnestra in den Mund. —

Es ist die allgemeine Frage, wie weit darf ein Dichter Erfindungen Anderer benutzen? Man sagt, Shakespeare benutzte seine Vorgänger; Goethes „Iphigenie" verfolgt fast genau denselben Plan wie die Iphigenie des Euripides. Und doch ist ein gewaltiger Unterschied in der Art, wie Siegert die antiken Dichter benützt hat! Was würde man zu einem Manne sagen, der eine Tragödie „Macbeth" schriebe, dieselbe damit begänne, daß er Hexen als düsteres Vorspiel einführte, dieselben hie und da wieder flüchtig auftauchen ließe? Den einen Akt dahin verbrächte, wo der Held und sein Weib gemeinsam einen Mord begehen, derart, daß das Weib den Mann anspornt? Der Mord geschähe hinter der Szene, statt daß aber nachher der Wächter aufträte, ließe er diesen weg, statt, daß im letzten Akt das Weib nachtwandelnd aufträte und meinte, „daß keine Wohlgerüche Arabiens" ihre kleine Hand vom Blute reinwaschen könnten, ließe er Macbeth selbst nachtwandelnd auftreten und träumen, daß er im Blute wate? Daß etwa dieser Macbeth meinte, im Nachtwandel durch einen Strom Blutes waten zu müssen und davor erschauderte? Man weiß, daß Macbeth in einem vorhergehenden Akt bei Shakespeare das Bild braucht, er sei schon zu tief im Blut gewatet ꝛc. Man würde eine solche Tragödie ein schlechtes Plagiat nach Shakespeare nennen, auch wenn die Hexen ganz andere Dinge redeten. Man würde sagen, daß sie auf schlecht verdauten Reminiszenzen beruhte, daß sie eine Reproduktion sei. Genau so verhält aber Siegert sich zu den antiken Dichtern.

Wenn Shakespeare ältere Novellen oder Stücke benutzt, so verfährt er doch nicht als ein „reproduzierender", sondern produktiv als Einer, der Situationen, wie Charaktere aus gegebenen Momenten heraus entwickelt und den ethischen Gehalt derselben genialer Weise herausstellt. Siegert that das Gegenteil. Er benutzte weltberühmte Dichtwerke, benutzte die ethischen Höhepunkte derselben gerade so weit sie das geniale geistige Eigentum Sophokles und Aeschylos sind. Das Wesentliche, was einen Sophokles zum Sophokles, einen Aeschylos eben zum Aeschylos macht, wie jene Szenen und Höhepunkte Shakespeare zum Shakespeare machen: das nahm er den antiken Dichtern weg und stellte seinen Namen davor. Er braute ein Ragout daraus. Die genialsten Eingebungen des Sophokles und Aeschylos nahm er einfach für eigene; nicht aber bearbeitete er etwa die Orestessage als solche selbständig. Was fertig und abgeschlossen dastand, daran vergriff er sich. Er dichtete nicht, er reproduzierte. Wäre er ein Dichter, hätte er nicht fünfzehn Jahre geschwiegen, nachdem er die Phantasien, die ihm aus der Lektüre der antiken Dichter gekommen, in Verse gebracht.

Man weiß, daß in Bearbeitungen großer Dichter oft seltsame Dinge vorkommen. Schiller bearbeitete den „Macbeth" Shakespeares Eine der genialsten Stellen ist das Auftreten des betrunkenen Pförtners nach Duncans Mord, der sich für den Höllenwächter hält. Schiller strich das und legte dem Manne ein Morgenlied in den Mund. Siegert ist ähnlich mit den griechischen Dichtern verfahren. Aber Schiller nannte sein Werk, trotzdem es eigene Verse von ihm enthielt, doch „Shakespeares Macbeth". Siegert setzte seinen Namen vor die höchsten Erfindungen des Sophokles und Aeschylos. Siegerts geistiges Eigentum an der Tragödie ist wertlos. Die Verse wimmeln von Graxcismen,

wie sie eben nur ein Mann macht, der unmittelbar von der Lektüre der Griechen kommt, und dem, statt der deutschen, die griechische Grammatik im Kopfe herumgeht. Wir können uns Belege um so mehr ersparen, als sie auf jeder Seite des Buches stehen (München, Merhoffs Verlag). Eine tiefere, eigentümliche Lebensauffassung spricht nirgends aus seinen Worten, ebensowenig eine originale Phantasie. Was er aber aus dem Griechentum „modernisiert" hat — als ob nicht der Mord modern wäre, wie irgend Etwas — mag die Nebeneinanderstellung der Handlung zeigen:

Aeschylos: In einem schuldbeladenen Haus kehrt der Hausherr heim. Sein Weib ermordet ihn. Mit bluttriefendem Schwert, reuelos tritt sie nach dem Mord heraus. Weil sie reuelos ist, muß ihr Sohn an ihr den Vater rächen, sein Amt ist das des Richters. Den Richter verfolgen die Furien, dem Sohne folgt der Schatten seiner richtend ermordeten Mutter.

Siegert: Das Weib und ihr Helfershelfer morden den heimkehrenden Hausherrn. Die Frau empfindet darüber Gewissensbisse. Der Sohn kommt und soll als Rächer einen Muttermord begehen. Er wagt es nicht, versöhnt sich mit der Mutter und diese sinkt ihm an einer Schierlingsvergiftung sterbend in die Arme.

Man sieht eine banale, ganz untragische Handlung, in welcher die eherne Gerechtigkeit, welche noch immer „modern" ist — denn wir verurteilen noch immer Mörder oder Mörderin zum Tode und zwar zum unfreiwilligen, weil er unfreiwilligen Tod herbeiführte — nicht waltet. Ein vollkommenes Mißverständnis der antiken Schicksalsideen und Aeschyläischer Gerechtigkeit, ein logischer Schnitzer, nichts Anderes ward Ursache, den Griechen zu „modernisieren." Es war ganz überflüssig. Siegerts Tragödie hat es bewiesen, daß gerade das authentisch Antike noch heute wirkt. Seien wir ihm dankbar dafür, dankbar dem Publikum, das in ihm die Griechen beklatschte!

Monolog.

Von Wilhelm Walloth.

Du alte Erde, kannst du es noch tragen,
Das ungemess'ne alte Menschenweh?
Brichst du noch nicht, vom eignen Gram und Ekel
Verzehrt, in dich zusammen? Denn sieh an,
Wie schmachbeladen, blutbesudelt, traurig
Dein Kleid (gewoben aus den morschen Leibern
Vergang'ner Völker) deine Schultern schmückt.
Du alte Mutter, die an eig'nen Kindern
Den Hunger stillt, wie kannst den reinen Blick
Der Sonne und des Mondes du ertragen,
Die lächelnd auf dein überschminktes Antlitz
Herunterschauen? Stirbst du nicht vor Scham?
Bist du so sehr vom Laster schon durchfressen,
Daß du dich schmückst mit deinen Eiterbeulen
Als wie mit Ordenssternen? Oder hoffst
Du noch auf Heilung deiner bösen Krankheit?
Des Himmels Regen wäscht dich nicht mehr rein,
Denn deine Gräber füllt er nimmer aus,
Die dich durchlöchern wie Geschwür' und Beulen;
Die blut'gen Stellen, wo der Mord den Fuß
Hinsetzte, lösch't er nimmermehr hinweg;
Die Stellen, wo sich Völker, Heere würgten,
Sie bleiben, dir ein ewig Schandmal, stehen,
D'rauf die Gestirne weisen voller Abscheu
Und sich des Abends möchten von dir wenden,
So zittern sie vor Schreck am schwarzen Himmel.
Dein Winterschnee umheuchelt dich umsonst
Mit Unschuldsfarbe — Heuchelei kriecht weiter,
Untreue bricht noch stets die heil'gen Schwüre,
Und Freundschaft, Liebe bleibt ein hohler Name.
Auf deinem Rücken geht der Edle einsam
Noch immer! Stets muß noch die Tugend
Um die Erlaubnis betteln, rein zu bleiben,
Verdienst muß noch vor Schurkerei erzittern,
Noch tragen hohle Köpfe Ehrenbinden,
Und große Häupter sieht man ohne Kranz,
Mit Kot beworfen, sich zur Erde beugen
Und demutsvoll die Thoren darum bitten,
Auch ihnen doch ein Plätzchen da zu gönnen,
Wo's freilich besser wäre, nie zu sein.

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Im Laufe der Zeiten kam das schöne Nilland an einen Feldherrn Alexanders des Großen. Derselbe erkannte sofort, daß ein ordentlicher Nationalgott allgemein gefühltes Bedürfnis sei und bestellte deshalb in einer betriebsamen Stadt am schwarzen Meere, wo das Kunstgewerbe in Blüte stand, den Serapis. Während derselbe in kolossaler Größe aus Holz, Stein und Metallplatten zusammengesetzt wurde, erbaute man ihm zu Alexandrien ein würdiges Futteral, nämlich den vorhin erwähnten Tempel. Serapis wurde in eigenem Schiffe abgeholt, durch den Bospurus geschleppt und nach Afrika bugsiert. Aber — wie das immer geht, wenn die Weisheit eines Regenten der Fassungsgabe seines Volkes vorauseilt — nun schwärmten die Alexandriner plötzlich für ihren alten Osiris, der so schön eingewickelt war und eine spitze Mütze auf dem Kopf hatte, und wollten die neu angekommene zeitgemäßere Gottheit gar nicht ausschiffen lassen. Erst als ein alter ägyptischer Oberpriester, der die Reise mitgemacht hatte und dem man glauben durfte, versicherte, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie dieser Serapis selbst nach dem Hafen gegangen und mit einem Schritt vom Ufer ins Schiff gestiegen sei, war man verdutzt. Das klang wie ein Wunder, das war übernatürlich — und nun ließen die Leute mit sich reden.

Freilich hätte Serapis von Rechtswegen nun auch afrikanischen Boden selbst betreten, in seinen Tempel gehen und sich dort niedersetzen sollen. Dazu war er aber nicht aufgelegt, sondern er ließ sich unter großer Anstrengung von Vieh und Menschen herausheben und an den Platz ziehen, wo er über ein halbes Jahrtausend bleiben sollte. Der Gott war also faul, aber unvergleichlich schön und wurde von Vielen selbst dem olympischen Zeus vorgezogen. Von den Schläfen seines bärtigen und lockigen Hauptes gingen Strahlen aus und auf dem Scheitel trug er als Sinnbild der Fruchtbarkeit ein Schäffelmaß. Die linke Hand ruhte nach Königssitte auf dem linken Knie und in der Rechten hielt er ein Ungeheuer mit drei Köpfen. Man konnte bemerken, daß das gemeine Volk zu diesem Monstrum mit noch mehr Andacht aufblickte als zu dem Gotte selbst. Hätte je einer der drei Köpfe gefehlt, verlor vielleicht der ganze Serapis seine Zugkraft. Das Gesicht war von weißem Marmor, Haar und Bart von getriebenem Goldblech, das Gerippe hölzern und mit Platten des feinsten Erzes überzogen.

Auch die Außenwand des Gebäudes bedeckte bis zu einer beträchtlichen Höhe eine dreifache Schicht von Metallziegeln. Zu unterst befanden sich stark vergoldete, darüber silberne und oben auch kupferne. An einigen Stellen waren erst die kupfernen, an andern bereits auch die silbernen entfernt und eine Menge von Arbeitern bemühte sich, den Tempel in seinem höchsten Festglanz, nämlich mit der Goldbeschuppung, herzustellen. Man hatte es nicht eher gewagt, diese kostbarste Seite herauszukehren, als bis die Ruhe in der Stadt wieder vollkommen gesichert schien.

Beim Eintritt in das Heiligtum konnte sich der fromme Einsiedler nicht sofort entschließen, den Riesengötzen einer Betrachtung zu würdigen. Auch die zahllosen an den Wänden aufgehängten Weihgeschenke und Votivgegenstände, bestehend in kleinen Händen, Füßen, Ohren, Kindern, Rindern und allem Möglichen, in den verschiedensten billigen und teuren Stoffen nachgebildet, erfüllten sein Herz mit Traurigkeit über den Aberglauben und die heidnische Finsterniß, die noch einen so großen Teil des Menschengeschlechts bedeckte. Desto mehr Interesse empfand er für einen viele Ellen hohen, aufrecht stehenden Balken, mit Silber beschlagen und durch goldene Inschrift abgeteilt. Es war das berühmte Nilmaß. Ueber der zwölften Elle stand „Hunger", über der dreizehnten „Mangel", über der vierzehnten „Fröhlichkeit", über der fünfzehnten „Sicherheit", über der sechzehnten „Ueberfluß!" Mit welcher Begierde mochten die Uferbewohner, wenn das Maß in den Fluß gesenkt war, diese Skala nachsehen! Welcher Schrecken, wenn das Wasser über den „Hunger" nicht hinauf wollte. Welch' bange Erwartung, wenn es dem Mangel zueilte, welche Hoffnung bei der Fröhlichkeit, welches Jauchzen, wenn sich die Wogen des herrlichen Stromes am Ueberfluß brachen!

Der Tempel war gefüllt, der Augenblick des Sonnenkusses nahte. Die Priester hatten das dem Serapis gegenüber befindliche dem Publikum aber nicht sichtbare Fenster bereits geöffnet. Da auf einmal ward das Antlitz des Gottes helle, seine Marmorwangen röteten sich und Stirne und Lippen gaben den Strahl des Tages zurück. Unendliches Jubelgeschrei erfüllte die Hallen, man weinte und umarmte sich vor Freude und die noch gläubigen Heiden fühlten einen Trost, eine Stärkung, an welcher das Christentum hätte scheitern können, wenn es nicht bestimmt gewesen wäre, die Pforten der Hölle dennoch zu überwältigen. Ja, die alten Götter leben noch! erscholl es von allen Seiten, und der Enthusiasmus tobte fort, als der Sonnenstrahl das Wunderfensterchen längst passiert hatte und der Kopf des Serapis wieder aus dem gewohnten Halbschatten herniederblickte.

Marcians Herz klopfte hoch. Er hatte zu viel Nächstenliebe in sich, um das, was die Gemüter vieler Menschen aufregt, mißachten zu können. Selbst die Liebe zu falschen Göttern schien ihm etwas Erhabenes und eine Bürgschaft für das Vorhandensein edler Tugendkeime. Er konnte nicht hassen und grollen wie der ihn begleitende Bruder, der sich in leise genurmelten Beschimpfungen der Heiden erging. Doch war ihm die Mahnung, den Ort zu verlassen, willkommen, und Beiden gelang es, sich hinauszudrücken. Ob ein Rippenstoß den er noch vor der Thüre bekam, ein Werk des Zufalls war oder von einem Fanatiker herrührte, der an der Mönchskleidung Anstoß nahm, darüber nachzugrübeln, fiel ihm nicht ein.

Denen ist der Kamm ordentlich geschwollen, sagte der Bruder, als sie wieder im Freien waren. Aber wir sind auch noch da: vier Fünftel gegen ein Fünftel. Da habe ich die Juden gar nicht gerechnet. Die müssen uns die Gold- und Silberplatten abkaufen, wenn wir die Bude niederlegen!

Noch Allerlei murmelte der Andere in den Bart, bis sie wieder in das Gehöfte des Klosters eintraten, wo der Abt Palladius unter einem der Palmenbäume saß, sich aber nicht geißelte, sondern köstliche Pfirsiche naschte. Eine derselben gab er den beiden Ankömmlingen. Marcian hatte seinen Bissen kaum in den Mund gebracht, als er heftig zuckte, so stark war die Kälte, die er an seinen Zähnen verspürte. Der Abt lachte und sagte: das ist eben das Schöne an den Früchten unter afrikanischem Himmel, daß ihr Saft so frisch bleibt; die warme Luft läßt nämlich die Kälte nicht aus dem Boden und diese teilt sich dann durch die Wurzeln den Früchten mit. Unser Freund war mit dieser Erklärung vollkommen zufrieden und erhielt hierauf Befehl, sich hinter die Ostseite des Hauses zu begeben und den bei der Hühnerbrütanstalt beschäftigten Brüdern behülflich zu sein.

An diesem seinem Bestimmungsort angekommen, erblickte er einen ziemlich großen Ofen aus Lehmziegeln errichtet, an welchen links und rechts kleinere Oefen angebaut waren. Im mittleren brannte ein sanftes Feuer, vor demselben lag ein Haufen Kamelmist, und man sagte ihm, er solle dieses Feuer durch vorsichtiges Nachlegen in seiner gegenwärtigen Stärke erhalten. Eine ruhige Arbeit, welche ihm gestattete, im Stillen wieder einmal an seine Psalter zu denken. Nach einer Stunde sagte der leitende Bruder, er müsse ihm nun die Eier untersuchen helfen. Zu diesem Zweck wurden die Thüren des einen und andern Nebenofens geöffnet, die auf Drahtrosten liegenden Eier herausgenommen und gegen die Sonne gehalten. Die Seite, gegen welche der Schnabel des Hühnchens gerichtet schien, mußte mit einem Hölzchen ein wenig geöffnet und das Ei selbst wieder an Ort und Stelle gesetzt werden.

Auch diesem Geschäft unterzog sich Marcian gehorsam und mit großer Gewissenhaftigkeit. Er mochte bereits ungefähr zwei Hundert Hühnchen den Weg in dieses irdische Jammerthal gebahnt haben, als das Zusammenschlagen einer Holzklapper die Mönche in den Speisesaal rief.

Mit auffallend freudiger Hast wurde dem Rufe gefolgt, denn es galt, wie man im Hineinlaufen vernehmen konnte, die Rückberufung des Bischofs Athanasius festlich zu begehen.

Erschreckt nicht Brüder, sagte der bereits am Tische stehende Abt, wenn wir heute Fasanen bekommen. Dieses Geflügel ist wohlfeil geworden, seit es der neue Kaiser

Julian von seinem Speisezettel gestrichen hat. Dafür werden vielleicht jetzt die Quargelkäse teuer, die er als cynischer Philosoph dafür an seinem Hofe einführen muß.

Die Heiterkeit, welche diesen kurzen Worten folgte, ermunterte den Redner, noch eine Kleinigkeit beizufügen. Ihr wißt, sagte er, daß es in Antiochien eine Vorstadt giebt Namens Daphne, wo mitten in einem Vergnügungswäldchen ein Tempel steht. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen. Kaiser Konstantin sah sich veranlaßt, dem Treiben daselbst ein Ende zu machen und eine Sühnekapelle zu erbauen, in welcher der Leib eines alten Einsiedlers beigesetzt wurde. Was geschieht? Wir wollen unser Stadtwäldchen wieder haben, hieß es, wir brauchen keinen Einsiedler. Und richtig muß der Alte in die Stadt zurück und wird der Daphnetempel nebst Wäldchen neu eröffnet.

Allgemeines Murren. Selbst die jüngsten Mönche konnten sich des Unmuts nicht enthalten.

Aber was geschieht hin wiederum? fuhr Palladius dazwischen — in einer schönen Nacht geht der Tempel in Flammen auf und das Wäldchen damit. Natürlich schrien die Heiden über Brandstiftung, aber es kann ja auch ein Wunder sein.

Offenbar ein Wunder! rief alles freudig durcheinander, und in gehobener Stimmung setzte man sich zu Tische. Marcian benützte diese Bewegung, um sich unvermerkt aus dem Saale zu drücken. Seine Zelle konnte er jedoch nicht gewinnen, da die Treppe abgesperrt war. Er durchschweifte deßhalb das weite, mehrfach von Baumgruppen beschattete Gehöfte, nicht ohne schwere Verstimmung. Soll ich denn, sagte er sich selbst mit Bedauern, keine Ruhe finden? Ueberall entweder Satansstricke oder Streit, Wut und Schadenfreude? Man will die Finsternis verscheuchen mit qualmender Fackel des Kampfes. Wehe der Menschheit! Gott sprach: es werde Licht! Und — es ward Feuer.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — (Hier endigt das nachgelassene Manuskript.)

Münchener Hoftheater-Chronik.

„Der Traum ein Leben", dramatisches Märchen von **Franz Grillparzer**, dessen eigentümlich symbolische Poesie auf jede seiner gestimmte Natur eine zauberhafte Wirkung ausübt, hat seit der jüngsten Neueinübung gleichwohl die heilige Dreizahl von Trauerspiel-Aufführungen nicht überschritten. Das leider durch seichte Possen, blödsinnige Operetten und ähnliche Kunstwerke in seinem Geschmack verflachte Publikum scheint wirklich, zeitweise wenigstens, nach den starken Gewürzen einer pikant zugerichteten Trivialität zu verlangen, und wenn selbst die unzweifelhaft klassischen Stücke ein ausverkauftes Haus erzielen sollen, so müssen sie dem guten, theaterlustigen Volke unserer „Kunststadt" zu — ermäßigten Preisen angeboten werden, um den weniger bemittelten, weniger blasierten Bürgerstand für den Besuch einer solchen Ausnahme-Vorstellung zu gewinnen. Ganz natürlich! Wer kauft nicht gerne etwas anerkannt Gutes, wenn er es um die Hälfte des eigentlichen Preises bekommen kann?! Doch würden auch die ermäßigten Preise ihre Anziehungskraft verlieren, sobald dieselben nicht eben eine Ausnahme bildeten. Man lasse die Regel an Stelle der Ausnahme treten und der Zauber ist dahin. Das hat sogar eine Frau **Klara Ziegler** in der „Kunststadt" München erfahren müssen. Seit die eminente Künstlerin zum Ehrenmitglied der hiesigen Hofbühne ernannt worden ist und das liebe Publikum weiß, daß sich ihr Gastspiel auf ganze drei Monate erstreckt, in welchem Zeitraum die geniale Tragödin kontraktmäßig achtzehn Mal auftritt, seitdem finden keine Stürme auf die Kasse mehr statt, wie es bei dem ersten Wiedererscheinen der gefeierten Künstlerin nach einer langen Reihe von Jahren im verflossenen Februar der Fall war. Damals mußte jeder Theaterbesucher, der sich respektierte, die große Künstlerin gesehen haben. Jetzt, wo Frau Ziegler in wohlbekannten Gestalten wieder vor das Publikum trat, spielte sie am ersten Abend die Medea in der Grillparzer'schen Trilogie „das goldene Vließ" vor einem mäßig besetzten Hause. Ja, es geht nichts über unsere gemütliche „Kunststadt" München! Die einzige neue Rolle, in welcher sich die Künstlerin diesmal zeigte, war

die Klytämnestra von Prof. Dr. **Georg Siegert.** Es ist bekannt, daß der einheimische Dichter schon vor vielen, vielen Jahren eine Raritätensammlung von Gutachten berühmter Theater-Direktoren und Aesthetiker über sein Stück angelegt und der ersten Buchausgabe vorgebunden hat. Trotzdem fand das Werk lange Zeit hindurch keinen Einlaß auf den Bühnen. Endlich machte das reiche, novitätenlustige Frankfurt am Main den Versuch einer ersten Aufführung und später folgten Leipzig, Stuttgart und Berlin. Nunmehr ist die vielberufene Klytämnestra, die auf allen jenen Bühnen nur ein flüchtiger Gast gewesen, auch auf der hiesigen Hofbühne mit Klara Ziegler in Szene gegangen, und der große, ja außerordentliche Beifall des ersten Abends trug begreiflicherweise einen etwas stark demonstrativen Charakter.

Bis zum Schlusse des zweiten Aktes erreicht der Dichter die beabsichtigte dramatische Wirkung. Von dem dritten Akte an mischen sich aber äußerliche komödienhafte Elemente in das Stück und diese Einmischung wird am empfindlichsten im letzten Akte, welcher fast einen parodistischen Eindruck macht. Der unheimlich düstere Orest der Sage ist am Schluß der glückliche, sentenzenreiche König von Argos, frei von aller tragischen Schuld, und Klytämnestra hat vor ihrem Erscheinen auf der Bühne hinter den Coulissen ein Töpfchen Schierlingssaft geschluckt! „Mit diesem Trank im Leibe" hält die Heldin zum Erstaunen Aller noch überlange Reden, sodaß bei den Zuschauern an die Stelle des tragischen Gefühls eine ganz andere Empfindung tritt — so etwas wie Bauchgrimmen u. s. w. Es fehlt dem merkwürdigen Stücke nicht an theatralischen Effekten, aber daneben ist der geistige Inhalt der überlieferten alten Sage mit einer absolut unstatthaften Willkür behandelt, ganz abgesehen von den mitunterlaufenden starken Banalitäten und den oft erdrückenden Längen. Wäre übrigens Siegert ein wirklicher Dramatiker, so würde sich seine Produktionskraft in dieser Klytämnestra nicht vollständig erschöpft haben. Diese auffallende Erscheinung läßt sich nur dadurch erklären, daß die Siegert'sche Tragödie in die Kategorie jener Dramen fällt, die Laube sehr treffend als Architekturstücke bezeichnet hat. Der Dichter solcher Stücke lebt nur von der Möglichkeit, nach bekannten Mustern arbeiten und im vorhandenen dramatischen Materialkasten das notwendige Bauzeug zur Zusammenstellung des geplanten Stückes finden zu können. So hat z. B. einer Zeit auch Tempeltey „gedichtet" und eigentlich nur ein Stück geschrieben und zwar ebenfalls eine — Klytämnestra. Aber ob Siegert, ob Tempeltey — das Schicksal solcher Dramenmacher wird in der Litteratur stets das gleiche bleiben: ein Macher löst den andern ab, nachdem die freundliche zeitgenössische Kritik sich an dem rasch verschollenen Machwerk in ihrer ganzen — Liebenswürdigkeit und Dilettantenhaftigkeit entpuppt und ihre eigene Genielosigkeit gefeiert hat. Das Verhalten der Münchener Tageskritik zu dem Siegert'schen Stück hat uns wieder einmal die Schönheit der Rezensenten-Institution in ihrer ganzen Glorie gezeigt.

Mit der Aufführung konnte der Dichter vollauf zufrieden sein. Die Inszenesetzung durch den Regisseur Savits legte wieder ein vollgiltiges Zeugnis von seiner großen Regiekunst ab. Der geistvolle Savits wäre der Mann, die Aeschyleische „Oresteia", welche Herr Prof. Dr. Siegert so ausgiebig benützt hat, selbst auf die Bühne zu bringen, und wie müßte eine Klara Ziegler hinreißend wirken, wenn sie, das blutige Mordschwert schulternd, auf der Schwelle des Hauses erschiene und des unsterblichen Aeschylos gewaltige Worte spräche! Frau Klara Ziegler schuf auch in der Titelrolle des Siegert'schen Dramas eine imposante Leistung; im letzten Akte konnte die geniale Künstlerin freilich nicht die Schranken durchbrechen, die ihr der Dichter gewaltsam gesetzt hatte. Die Elektra des Fräulein **Bland** entzückte uns durch hinreißende Gefühlsmomente, und Herr **Häussler** war ein Aegisth von scharfem, charakteristischem Ausdruck. Herr **Dracht**, der das Trauerspiel früher einmal öffentlich vorgelesen, that des Guten wieder einmal mehr als zu viel. Daß dieser Künstler sich „im Wirbelwind der Leidenschaft" nicht zu mäßigen weiß und dann Töne von sich giebt, die des menschlichen Klanges entbehren, ist das Allergelindeste, was nur eine einigermaßen sachliche, die Kunst und sich selbst respektierende Kritik an ihm auszustellen müßte. Seine manierierte Mimik, seine unschönen Stellungen, und nicht zuletzt seine geradezu anstößig lächerliche Kleidung als jugendlicher Orest müssen unnachsichtlich gerügt werden Es gelingen ihm Rollen wie Alexis, die keinen Anlaß zur Raserei und Aufschneiderei bieten, weitaus besser. Herr **Schneider** gab den König Agamemnon mit Würde und Kraft. — Auf dem Gebiet des Lustspiels entzückte uns im Residenztheater **Bauernfeld's** im echt spanischen Stil gehaltene Komödie „Mädchenrache". Es ist dies ein wertes Kabinetsstück für alle jene, die noch einen empfänglichen Sinn für schalkhaft poetischen Humor und graziöse Verse haben. Wie wohlthuend berührte bei diesem Stücke der laute ehrliche Beifall, welcher sich am Schluß in einem dreimaligen Hervorruf kund gab! Feinfühlig und sehr geschickt war die Inszenesetzung von Savits. Unter den Darstellern entwickelten Fräulein **Heese** und Herr **Gunz** eine bezwingende Liebenswürdigkeit, und wie drastisch maßvoll war das bemooste Haupt des Herrn **Schneider!** „Die Schulreiterin" von **Pohl**, die dazu gegeben wurde, erschien uns dagegen fast zu derb für das feine Residenztheater. Neu war auch „der Hexenmeister" von Friedrich Gustav **Triesch.** Das Stück ist ein Sammelsurium von lustigen Personen und einzelnen sehr guten lustigen Einfällen; der Verfasser wollte uns für alle Figuren gleichmäßig interessieren, und so interessieren wir uns schließlich für keine. Die Handlung zerbröckelt in lauter Episoden und Episodenfragmente. Gespielt wurde das kunterbunte Stück brillant. — Die Oper brachte neben den vortrefflichen Aufführungen des „Fliegenden Holländer", der „Zauberflöte", des „faulen Hans", des „Waffenschmied", des „Oberon", des „Lohengrin", des „Barbier von Bagdad" und des unvermeidlichen „Trompeter von Säkkingen" auch wertvolle Neueinstudierungen, so von Marschner's „Hans Heiling" und Auber's „des Teufels Antheil". **Gura's** Leistung in Hans Heiling ist geradezu eminent; man kann

die Rolle nicht vollendeter sehen. In des „Teufels Antheil" that sich in der durchweg vorzüglichen Besetzung das reizende Fräulein **Dreßler** mit ihrer jugendlich süßen Stimme und feinen Schulung als Carlo Broschi hervor. — Es sei noch des Tanzstückes „Wiener Walzer" von Louis Frappart und F. Gaul gedacht, das uns „lokalisiert" von dem hiesigen Balletmeister **Fenzl** geboten wurde Sagen wir es nur gleich rundweg: das übermütig lustige Ding, das wir von Wien und Berlin her in seiner Urgestalt kennen, ließ den lebhaften Wunsch in uns entstehen, dasselbe auch hier in seiner unverfälschten nationalen Eigenart zu sehen. Ein „Wiener Walzer" kann nicht zu einem Münchener Walzer umgestempelt werden, ohne den ursprünglichen Reiz zu verlieren. Ein vermünchenerter Wiener Walzer — dazu Oktoberfest, Schuhplattler und plumpe Dachauer Marktweiber: das ist einfach unleidlich! Man gebe einmal das Ballet, wie man es an der schönen blauen Donau giebt und man wird mit einem Streich den übeln Eindruck verwischt haben, den die unglückliche Fenzl'sche Lokalisierung hinterlassen hat. Uebrigens die Tanzerei ist im großen Ganzen „der Güter höchstes" nicht an unserm ruhmreichen Hoftheater. Wie jener Habitué resigniert meinte: Wär' sie schön, schöner wär's schon! Wir meinen's auch. In aller Unschuld natürlich.

Fritz Hammer

Briefe vom Geldmarkt.

Von Wilhelm Prager.

München, Dezember 1885.

Im Monate September wurde die Welt durch ein wenig „Bulgarien" an die unangenehme Thatsache ungelöster Fragen erinnert, heute schreiben wir Dezember und — sind so klug als wie zuvor. Es ist doch etwas herrliches um so eine großmächtliche Einigkeit. Weder gelang es ihr den zwecklosen Krieg zu verhindern, noch ist es ihr bis zur Stunde möglich gewesen den Frieden wieder herzustellen Hätten sie die vorwärts strebenden Völker unbehindert gewähren lassen, längst wäre ein Ausgleich zwischen dem Fürsten Alexander und der Türkei geschlossen und Serbien zur Ueberzeugung gelangt, daß der Unterlegene im Streite kein Recht zum Befehlen hat. Ein anderer Ausweg zeigt sich auch heute nicht und aus diesem Grunde hält die Finanzwelt an der Anschauung fest, daß er trotz allen Widerstrebens einzelner Mächte beschritten werden wird Ueber die Politik eines dieser Staaten und zwar des nördlichsten wäre viel zu sagen, allein seit dem Meisterstück Octavio's, dem Abschlusse des bayerisch-russischen Auslieferungsvertrages heißt es den Mund halten. Ist es bei 12 Grad Kälte, welchen Stand das Thermometer vor wenigen Tagen bei uns auswies, schon sehr ungemütlich, wie muß es erst in Sibirien sein. Ich fürchte die Interpretationskunst der Herren Minister, welche schließlich das Ausliefern auch auf Inländer ausdehnen könnten.

Der Börsen hat sich in den letzten Wochen eine sehr feste Stimmung bemächtigt. Das freie Spiel der Kräfte trat in Aktion und die lang unthätige, ängstliche Haussepartei ergriff neuer Mut. Sie prüfte ihre Schwingen und nachdem die ersten Versuche ergeben hatten, daß der Zeitpunkt richtig gewählt war, bedrängte sie ihren, schließlich die Flucht ergreifenden Gegner hartnäckig. Das Signal zum Angriff auf die Contremine und die Leitung des ganzen Kampfes wurde von Berlin gegeben; das anfängliche Widerstreben der Wiener Börse, welche sich so ganz ohne Grund auf ihre gute politische Unterrichtung verließ, ward bald überwunden und die von dem mächtigen Centralpunktr des deutschen Geschäftes gegebene Direktive fand an allen deutschen Märkten Beachtung. So geht denn das Jahr in einer besseren Verfassung, als noch vor kurzem angenommen werden konnte, zu Ende. Die Bilanzen der Gesellschaften dürften sich wenig von den vorjährigen unterscheiden, die Privatkapitalisten fanden bei vielen Papieren durch Preiserhöhungen ein Aequivalent für die Zinsermäßigungen, welche sie bei anderen erlitten; möge das Jahr 1886 wenigstens die bescheidenen Hoffnungen, mit denen es begrüßt wird, rechtfertigen!

Korrespondenz der Redaktion.

Herrn A. v. K. in Moskau. Sie gehen in Ihrem Pessimismus doch zu weit, wenn Sie einem Schwärmer die bitteren Worte ins Stammbuch schreiben:

Ich glaube nicht an Liebe, Treu' und Ehre,
An Freundeswort und auch an Erdenglück.
Ich bin geheilt durch eine derbe Lehre:
Dies alles währt nur einen Augenblick!

Die Kürze der Dauer spricht nicht immer gegen die Güte einer Sache; auch das Vergängliche, Flüchtige hat seinen Zauber. Muß denn alles mit Unendlichkeit angerührt und mit Unsterblichkeit gekocht werden, um angenehm, genußreich und verdaulich zu sein? —

Herrn Stud. jur. H. in St. Halten Sie sich an Wilhelm Windelband, der sich in seiner „Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Kultur und den besonderen Wissenschaften" (2 Bände, Leipzig, Breitkopf und Härtel 1883) als ein ebenso scharfer Denker und Methodologe wie virtuoser Darsteller der verwickeltesten Ideengänge erweist. Seine Darstellung des kantischen Systems ist eine der glänzendsten Leistungen philosophischer Schriftstellerei. Unter seiner Künstlerfeder verwandelt sich die Schilderung des ästhetischen Idealismus Schillers und der Romantiker zu einem Prachtstück feiner Charakterisierung der Kunst- und Schönheitsideale einer hochgestimmten Zeit. Seine „Geschichte" ist auch für den Nichtfachmann ein im besten Sinne lesbares, fesselndes Buch und dabei nicht weniger gründlich und zuverlässig wie die Werke Kuno Fischers und Erdmanns. — Auf Wachsmuth's sitten- und kulturgeschichtliche Werke wird von Kennern kein Wert mehr gelegt. Man verurteilt ihn heute als einen unbedeutenden Geist und beschränkten Gelehrten, der durch Geschwätzigkeit den Mangel an Tiefe zu ersetzen suchte.

Mitteilung.

Der große geistige Erfolg, den unsere Zeitschrift — allen offenen und geheimen Befehdungen und Widerständen zum Trotz — im ersten Jahre ihres Bestehens errungen, legt uns die Verpflichtung auf, mit immer größerer Kraft und Folgerichtigkeit unser hochgestecktes Ziel zu verfolgen. Wir wissen sehr gut, daß wir bei aller Gewissenhaftigkeit und Energie mit dem seither Gebotenen zuweilen hinter unserem selbst gesetzten Programm zurückgeblieben sind. Um in Zukunft auf größerem Raum und in ausgebreiteteren Beiträgen unsere Ideen gestalten und zugleich abgeschlossene dichterische Kunstwerke ohne Unterbrechung bieten zu können, haben wir uns entschlossen, von nun an die „Gesellschaft" als Monatsschrift (von mindestens vier Bogen Umfang in gediegener Ausstattung) erscheinen zu lassen. Jedes Heft wird auch ein einzeln käufliches Ganzes bilden und regelmäßig am 16. jeden Monats ausgegeben werden. Zu den alten Mitarbeitern sind nicht weniger hervorragende neue gewonnen worden. Mögen sich zu unseren alten Freunden und Lesern gleichfalls recht viele neue gesellen!

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft."

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagshandlung, J. Roth, k. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), sämtliche in München.

Die Gesellschaft.

Realistische Monatsschrift

für

Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. M. G. Conrad.

Mit Januar nächsten Jahres tritt **„Die Gesellschaft"** in ihren zweiten Jahrgang.

Die Resultate des verflossenen Jahres haben bewiesen, daß **„Die Gesellschaft"** eine wahrhaftige Lücke im deutschen Zeitschriftwesen ausfüllt; sie hat sich in den gebildeten Kreisen eingebürgert und ist als **geistig vornehmstes, unabhängigstes und schneidigstes Blatt Deutschlands anerkannt.**

Vielseitigen Wünschen und verschiedenen wichtigen Gründen Rechnung tragend, wird „Die Gesellschaft" im zweiten Jahrgang

als Monatsschrift erscheinen

und jeden 16. zur Ausgabe gelangen.

Mit dieser neuen Einrichtung wird es uns auch möglich, **jedes Heft für sich als ganzes abzuschließen** und die lästigen und allseitig mit Recht ungünstig aufgenommenen „Sortsetzungen" zu vermeiden.

„Die Gesellschaft", die einzig bestehende realistische Zeitschrift für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben will die massenhaft existirenden sonstigen Monatsschriften nicht quantitativ, **aber auf alle Fälle qualitativ überbieten.**

Von diesem Gesichtspunkte aus bitten wir, diese Zeitschrift zu beachten; sie ist für die **gebildeten und vornehmen Kreise** geschrieben und ein Salonblatt im vollsten Sinne des Wortes.

Der Abonnementpreis beträgt wie bisher vierteljährig *M.* 2.50 und kann bei allen Buchhandlungen und Postanstalten bestellt werden. Direkt unter Streifband von der Verlagshandlung, München, Schäfflerstraße 4, bezogen: für Deutsches Reich und Oesterreich-Ungarn *M.* 2.80, für die Länder des Weltpostvereins *M.* 3.10.

Indem wir für diese Zeitschrift Ihr wärmstes Interesse erbitten, empfehlen beigedruckte Bestellzettel einer geneigten Benützung und zeichnen

Hochachtungsvoll

München, 16. Dezember 1885.

G. Franz'sche Verlagshandlung
J. Roth, h. b. Hofbuchhändler.

Von der Buchhandlung / Postanstalt .....
verlange:

„Die Gesellschaft" 1886.
I. II. III. IV. Quartal.

Ort und Wohnung: ..... Name: .....

Von der G. Franz'schen Verlagshandlung, J. Roth in München, Schäfflerstraße 4/1 verlange:

„Die Gesellschaft" 1886.
I. II. III. IV. Quartal.

Ort und Wohnung: ..... Name: .....